

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1918.

Von Justus Schoenthal,

(Fortsetzung.)

12. Kapitel.

Ueber den Dächern Londons.

Dongford fühlte sich seit Tagen wie ein heimlicher König. Ohne Marianne hätte er das Leben sicherlich nicht ertragen.

Der Zufall hatte es gefügt, daß der Viscount an ihm großen Gefallen fand. Dem Obersten behagte die sichere, ruhige Art, mit der sein Untergebener arbeitete. Und da von der beruflichen zur rein menschlichen Zuneigung öfter nur ein kleiner Schritt ist, so hatte sich's wie von selbst ergeben, daß der Viscount ihn bald zum Lunch, bald zum Dinner einlud und sie hin und wieder kleine Spazierfahrten unternahm. Ein bißchen Eigenmut war wohl dabei. Der Viscount fürchtete sich vor dem Alleinsein mit Marianne und seiner Trauer.

So verging fast kein Tag, ohne daß Dongford nicht wenigstens eine Stunde mit Marianne hatte plaudern können. Ihm war, als zöge er in ihrer Gegenwart den britischen Uniformrock aus, — als sei er wieder Mensch. . . . So mochte wohl einem Schauspieler zumute sein, wenn er sich im Umkleideraum nach getaner Arbeit abschminkte. . . .

Wie hatte er seine Muttersprache so edel und schön, den Zauber ihrer seltsamen Worte so tief, ihren Klang so rein und gehaltvoll empfunden, wie in diesen Stunden, da er Marianne und sich das Fest der deutschen Sprache rüstete.

Der Viscount beteiligte sich zumeist nur wenig an der Unterhaltung, obwohl er alles verstand, was gesprochen wurde. Er freute sich, wenn Marianne etwas lebhafter und wärmer ward. Gerade für sie dünkte ihn etwas Zerstreuung nötig zu sein.

Als Dongford daher vor mehreren Tagen davon sprach, er werde nun bald so weit sein, daß er einen Begleiter ohne Gefahr für dessen Leibliches Wohlergehen in sein Flugzeug aufzunehmen wagen könne, und schließlich die Bitte vortrug, Marianne möge sich ihm zu einer Fahrt über die Dächer Londons anvertrauen, war der Viscount der erste, der seinem Beifall Ausdruck gab. Marianne zögerte zunächst. Sie war etwas ängstlich. Man hatte doch schon so vielerlei von Fliegerunfällen gelesen. Aber Dongford bekämpfte alle ihre Bedenken und schilderte ihr die Fahrt im Flugzeug so überwältigend schön, daß sie am Ende selber Lust bezeugte und Ja sagte, um so mehr, als ihr die beiden Herren begreiflich machten, daß es ihrer Gesundheit zuträglich sei, wenn sie sich einmal über ihre Trauerstimmung in des Wortes buchstäblicher Bedeutung erhebe.

Nun fuhren sie zu breiten im Kraftwagen des Obersten zum Flugplatz. — — —

Um diese Nachmittagszeit war auf dem Flugplatz fast stets die Welt vornehmer Müßiggänger, Damen und Herren der besten Gesellschaft, versammelt. Die meisten Leute kannte Dongford; er sah dieselben Gesichter nun seit mehreren Wochen fast täglich.

Er half Marianne aus dem Wagen und geleitete sie zum Fliegerschuppen. Der Viscount mischte sich unter die anwesenden Offiziere.

Das Wetter war nicht sonderlich verlockend. Von der Nordsee herüber piff ein unangenehm schneidender Ostwind. Dongford musterte die Kleidung seiner Dame.

„Sie werden etwas zu leicht angekleidet sein, gnädiges Fräulein, fürchte ich. Das allerichtigste wird sein: Sie schlüpfen hier in meine neue pelzgefütterte Joppe. Ich habe sie erst vor zwei Tagen bekommen. Bisher hat mir einer der anderen ausgeholfen, da mich der Schneider so ungebührlich lange warten ließ. . . . Und dann versuchen Sie am besten, statt des gewöhnlich anerkanntwertesten Damenhutes eine Fliegerkappe auf Ihr Haar zu pressen. Die Hutnadel brauchen wir dann nicht. Ehe der Wind Ihnen die Lederkappe vom Kopfe reißt, wirft er ganz London über den Haufen.“

Marianne lachte. Er freute sich darüber.

„Wissen Sie, Baroness, ich bin in einer Stimmung, ähnlich der, die ich als Junge hatte, wenn unser Lehrer an einem heißen Sommertag sagte: „Heute machen wir einen Schulausflug!“ — Haben Sie eigentlich noch Angst?“

Sie schüttelte lachend das Haupt.

„Nein, gar nicht mehr. Ihre Sicherheit scheint auf mich übergegangen zu sein. Die Selbstverständlichkeit, mit der Sie alles tun, heißt die Furcht schweigen. . . . obwohl ich eigentlich noch aus einem andern Grund ängstlich war. Ich hatte so eine böse Ahnung: Meine Schwester ist hier in London ungebracht worden; vielleicht soll auch mir London zum Verhängnis werden?“

„Aber dann nur in gutem Sinne zum Verhängnis!“ unterbrach er frohgelaut. „Seien Sie nicht abergläubisch! — So, nun reichen Sie mir Ihre Hand, Kamerad der Äpfel! Wenn es Ihnen recht ist, — in einer Viertelstunde starten wir.“

Sie sah ihn voll an und schlug in die dargebotene Rechte ein.

„Dann darf ich Sie vielleicht bitten, sich da drüben an den eisernen Ofen zu stellen, und wenn Sie Blut schwitzen sollten, — weichen Sie nicht von der Stelle! Jeder Arzt wird Ihnen das vielleicht für eine Dummheit erklären. Ich sage Ihnen aber: Sie müssen Wärmeeinheiten in sich aufnehmen, soviel Sie können! Wenn wir erst droben sind, — es wird ziemlich kalt sein. Verlassen Sie sich drauf! Und nun entschuldigen Sie mich, bitte! Ich muß noch ein paar Anordnungen treffen.“

Er verließ den Schuppen und — stieß auf Lady South-

... die hocken, vom Atterley begleitet, ihren Wagen ver-
lassen hatte. Eine Begegnung zu vermeiden, war unmöglich.
Fast unbefangen näherte er sich ihr.

„Sie hier, Mylady?“

„Ja, ich komme, um ein Versprechen einzulösen, das
Sie, Herr Hauptmann, mir vor etwa zwei Wochen gegeben
haben.“

Statt aller Antwort wandte sich Dongford an Atterley:
„Darf ich Sie um die Liebenswürdigkeit bitten, der
Baroneß Gesellschaft zu leisten? Sie versteht sich gerade
mit den nötigen Wärmeinsichten hier im Schuppen.“

Edith verzog schmolend das Mitleiden. Das peinliche
Wort kam ihr zum Bewußtsein. Was wollte sie eigent-
lich hier? Einen Skandal hervorrufen? Wozu? Liebt sie den
Hauptmann? War es nicht eher verletztes Eitelkeit, daß er
sich so rasch zu trösten gewußt? Oder fürchtete sie insgeheim
den peinigenen Zweifel an der Ehrlichkeit von Dongfords
Heiratsantrag? Aber sie hatte den Antrag doch längst
zurückgewiesen. Was kümmerte sie überhaupt der junge
Offizier? Am liebsten wäre sie auf der Stelle wieder um-
gekehrt . . .

„Sie sind nicht übermäßig liebenswertig gegen Damen,
denen Sie noch vor ganz kurzer Zeit Ihr Herz unter dem
heiligsten Beteuerungen zu Füßen legten.“

„Ich unliebenswertig? Nicht daß ich wüßte, gnädigste
Lady.“

„Ach, verstellen Sie sich nicht! Warum meiden Sie
unser Haus, das Haus, das für Sie die „Gastfreundschaft
Dondons verkörpert“, wie Sie sich so gewählt ausdrückten?“

„Und das fragen Sie, Mylady?“

Er spielte den Beleidigten.

Sie lachte höhnisch auf.

„Bitte, wir sind hier unter uns. Lassen Sie getrost
die Maske fallen!“

„Aber, Mylady, ich trage keine Maske und muß noch-
mals ganz ergebenst bitten, den wiederholt gedäußerten
Verdacht, der geradezu in Widerspruch mit meiner Offiziers-
Ehre steht, nicht mehr auszusprechen.“

„Well roared lion. — Also eine Gewissensfrage: Haben
Sie mir einmal versprochen, mit mir den ersten Flug über
Dondon anzutreten?“

„Gewiß, Mylady.“

„Und . . . werden Sie Ihr Versprechen halten?“

„Wenn ich hätte ahnen können, daß Mylady Wert auf
die Einlösung legten . . .“

„Wer hat Sie jemals des Gegenteils versichert?“

„Aber ich muß doch sehr bitten, Mylady . . . Nachdem
Sie mir den Laufpaß gegeben oder besser gesagt, einen Korb
verabfolgt, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig-
läßt — — —“

„Ich“ antwortete Ihnen. Ich bemerke mit Mißvergüthen
zum zweiten Male, daß Sie kein Gentleman sind, mein
Herr.“

„Ich muß es natürlich Mylady überlassen, von mir
nach Belieben zu denken. Aber zu gedanken-, zwed- und ziel-
loser Länderei bin ich mir zu gut. Alle Halbheiten sind mir
fremd. Ich sollte bebauern, wenn sich unsere Ansichten hier
schonf und unversöhnlich gegenüberstünden . . . Uebrigens,
hier im Schuppen ist noch immer die Baroneß Roggenhusen.
Sie wird gewiß erfreut sein, Sie begrüßen zu können.“

Er öffnete, ohne die Antwort abzuwarten, die Tür und
rief hinein:

„Ich bitte die Herrschaften, mich zu entschuldigen. Ich
bin im Augenblick wieder zurück.“ —

Wenige Minuten später stieg das Farmanflugzeug mit
Marianne und Dongford in die Lüfte.

Der Hauptmann ließ es erst einen Kreis über dem
Flugplatz mit seinen Zuschauern beschreiben. Dann schraubte
es sich höher und höher in den Aether. Schließlich gab es
Dongford dem noch immer wehenden Ostwind hin. Er
steuerte fast gradlinig nach Westen. Er wendete sich im
Sitze halb nach seiner Begleiterin um.

„Wie fühlen Sie sich?“

Marianne's Wangen glühten.

„Schön ist das!“ sagte sie einfach. „Wundervoll!“

„Ist Ihnen kalt?“ fragte er wieder.

Sie lachte.

„Aber nicht im geringsten. Und so sicher fühle ich mich,
als läge ich zu Hause im Sorgenstuhl und schaukelte mich . . .
Wundervoll! Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, daß Sie
mir diese Freude bereitet haben.“

Dongfords Augen leuchteten auf. Er scherzte.

„Sehen Sie, Baroneß, ich würde Sie jetzt bequem
entführen. Ich muß also eigentlich Ihnen dankbar sein, daß
Sie mir eine so große Probe Ihres Vertrauens gegeben
haben.“

Sie lächelte wieder und sagte mit einem Male ernst:

„Ich glaube, daß man Ihnen vertrauen kann, Herr
Hauptmann. Wenn ich schutzbedürftig wäre und einen guten
Freund, einen wirklichen Mann brauchte, — ich glaube,
daß ich mich am ersten an Sie wenden müßte.“

Flammende Röthe übergoß das Antlitz des jungen
Offiziers.

„Seien Sie bedankt für dieses Wort! Ich wünschte es
aus keinem Munde lieber zu hören als aus Ihrem!“

Marianne besann sich.

„Sie verstehen mich hoffentlich nicht falsch. Ich möchte
um alles in der Welt nicht, daß Sie an diese Worte irri-
ge Schlüsse knüpfen.“

Dongford erwiderte etwas. Aber der Klang seiner Worte
ging im Lärm des Motors verloren. Sie hörte erst wieder,
wie er sagte:

„Wir werden jetzt gleich nach Osten abbreiten. Um noch
einen kleinen Scherz zu leisten, — was würden Sie tun,
wenn ich später nicht Halt machte, sondern über den Flug-
platz weg, weiter und weiter nach Osten flöge, meineihalb
übers Meer hinaus?“

Sie sah ihn zweifelnd an.

„Das werden Sie ja nicht tun, wie ich Sie kenne.
Aber glauben Sie nicht, daß ich im Ernstfall sehr ungehalten
wäre. Dann käme ich ja nach Deutschland, und Sie werden
mir glauben, wie sehr ich nach all den traurigen Vorfällen
mich von Dondon, ja überhaupt von England fortsehe.
Ich habe Ihnen das ja oft genug auseinandergesetzt: Ich
hasse weder England noch die Engländer; aber ich komme
mir hier wie eine Pflanze vor, der man Wärme und Licht
entzogen hat. Wärme und Licht ist mir in Deutschland.“

Dongford würgte es in der Kehle.

„Ein Vertrauen, gnädiges Fräulein, ist des andern
wert. — Wenn ich nur eines Tages vor Sie hinträte und
Sie aufforderte, sich zur Fahrt ins gelobte Land bereit zu
halten, — würden Sie also nicht Nein sagen?“

Marianne's Augen wanderten unruhig hin und her.

„Die Frage ist sonderbar genug. Sie wird übrigens
wohl nie Ereignis werden?“

Und wieder übergoß seine Stirn sich rot.

„Versprechen Sie mir, von dem, was ich Ihnen nun
sagen werde, keinem Menschen hier Kunde zu geben?“

Sie nickte nur.

„Nun also . . . der Tag ist vielleicht nicht so fern,
an dem ich nach Deutschland die Fahrt antreten muß.“

„An dem Sie — — —“ Sie begriff nicht.

„Bitte, denken Sie über die Tragweite, die furcht-
bare Tragweite dieses Geständnisses nicht nach! — Aber
soll ich, ehe ich fahre, — und der Entschluß, der nicht von
mir allein abhängt, kaum plötzlich kommen — soll ich bei
Ihnen vorher anfragen, ob es Sie noch nach Deutschlands
zieht?“

Sie sagte ein Wort, aber so leise, daß ihre Stimme
vom Wind verschlungen wurde . . .

Und ruhig, als ob nichts geschehen wäre, erklärte er:

„Wir fahren jetzt gegen den Wind. Bitte, halten Sie
den Mund fest geschlossen! . . . Na, ziehen Sie den Schal
etwas herauf! Es ist besser so . . . Stecken Sie doch die
Hände in die Rocktasche! Hier, jetzt haben Sie das ganze
Häusermeer unter sich. Ist es nicht ein erhabenes Gefühl,
so über der größten Stadt der Erde dahinzuschweben?“

Er schrie sich fast heiser.

„Bitte, keine Antwort! — Ich werde Ihnen, so gut
ich's vermag, alles zeigen . . . Wie sagten Sie? . . . Wie
hoch wir sind? Eine Sekunde . . . Ja . . . 1250 Meter.
Sehen Sie die beiden ins Bräunliche schimmernden grünen
Flecke da unter uns? Das links ist der Regentpark, rechts
der Hydepark. Den Palast Brandly kann ich Ihnen leider nicht
zeigen. Er muß da rechts hinter uns liegen; da hinten ist
Kensington. Die gelbgraue Linie, die jetzt da von rechts
kommt und sich vor uns fortsetzt, das ist die Themse, und die
kleinen Sprossen, die sich drauf bewegen, sind Schiffe. Jetzt
sind wir über Westminster. Ich kenne leider Dondon noch
nicht gut genug, um Ihnen alles zu erklären. Da an dem
grünen Fleck, das muß St. James sein. Sehen Sie das
massige Ding weiter rechts am Fluß, das so viele Nagel-

Platz und den einen vierseitigen Finger zu uns heraufreckt? Das ist das Parlament . . . Der Ameisenhaufen unter uns . . . wie stundlos das Leben der City aussieht! . . . Ja so, hier links hinter uns das Britische Museum. Jetzt stehen wir gerade über der Börse. Die Halbkugel dahinter ist die Kuppel der Paulskathedrale. Merkwürdig, wie das alles von oben sich ausnimmt, nicht? Ach, sehen Sie doch da links, wo der feine weiße Streifen sichtbar wird! Wissen Sie, was das ist? Ein Eisenbahnzug! Noch niedlicher als Nürnberger Blechspielzeug! Jetzt unter uns, was so gewöhnlich aussieht, gerade in dem Bogen der Themse, das sind die West-India-Docks. Sie sehen mich ungläubig an? Wer bestimmt! So sehen Docks von oben aus, wenn Schiff bei Schiff liegt! Da vor uns sehen Sie dieselben Schutthaufen noch einmal, Viktoria- und Albert-Docks. Hier im Albert-dock herrscht Bewegung. Da können Sie jetzt auch das Schwarzgrau sehen, das ist das Wasser der Docks. Kommt es Ihnen übrigens nicht auch vor, als sei die Häuserwelt hier reulicher? Oder ist das nur Einbildung von mir? Die Häuser hier sind ja alle mindestens dreißig Jahre jünger als die der inneren Stadt. Da drüben liegen die Arsenale von Woolwich. Und jetzt der braune, grünemusterte Teppich, — das ist der Flugplatz. Wie schnell wir über die Themse gekommen sind! Jetzt noch eine kleine Schleife, dann sind wir am Ziele. Es ist schade, daß heute wieder so ekelhafter Dunst da vorne lagert, sonst hätten Sie noch einen Blick aufs Meer werfen können.“

Er stellte den Motor ab, und in sanftem Gleitsflug hielten sie das Fahrzeug zur Erde. (Fortsetzung folgt.)

Das Intermezzo.

Von Martin Heide.

Als der Akrobat Bernardi eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung das Künstlerzimmer zwischen dem Garderobengang und der Bühne betrat, hörte er, wie die „Glanznummer“ des Programms — der junge Jongleur Juppo — mit einem sorglosen Lachen zu dem Clown Wolfi, sagte: „Der alte Bernardi ist fertig, seit einhalb Jahren konnte er nicht mehr sein „Intermezzo“ machen. Der Agent sagte mir heute, daß er ihn mit Ende dieser Spielzeit fallen läßt.“

Die Tür klappte geräuschvoll zu. Alle wandten sich nach Bernardi um, der sich bleich an die Türöffnung lehnte. Das Gespräch verstumte mit einem Schlage. Durch die Kulissen und den Vorhang hörte man quiekende und schrille Töne aus dem Dackelraum, wo die Musiker ihre Instrumente stimmten.

„Hi!“ flüsterte der Clown Wolfi, „er hat uns gehört!“

Die Artisten sahen schweigend da, die warme Luft noch nach Raucher und Schmirke. In einer Ecke magte der „Wunderpudel Merks“ an einem Knochel.

„Na, alter Junge,“ rief der Clown mit erzwungener Natürlichkeit, indem er ihm auf die Schulter schlug, „immer mürrer — ja?“ Bernardi verzog den saltigen Mund zu einem trübem Lächeln und setzte sich. Dann sagte er:

„Sie haben recht, Juppo, ich habe mein Intermezzo seit vielen, vielen Monaten nicht mehr gemacht. Wer „fertig“, mein Lieber, bin ich darum noch lange nicht. Wenn man das Varietés so gut kennt, wie ich, verzichtet man auf überflüssige Anstrengungen. Fällt mir nicht ein, mich für das liebe Publikum an der Alten zu bringen, — das ist das Ganze. Ich habe nicht mehr den Ehrgeiz eines Anfängers, wie Sie es sind.“

Und wieder verzog er den saltigen Mund, diesmal zu einem hochmütigen Grinsen. Aber man konnte merken, daß es ihn ein wenig Anstrengung kostete.

Der Jongleur Juppo war bei dem Wort „Anfänger“ aufgekratzt. Er wollte zornig werden, als aber sein Blick über die etwas krumme Gestalt Bernardis glitt, schmit er nur eine halb verächtliche, halb mitleidige Grimasse:

„Daß ich nicht lache! Sie schwören ja, mein Lieber. Nun ja, das kommt mit dem Alter. Sie sind inzwischen 50 geworden, nicht wahr? Anfänger — lächerlich! Was ob Sie nicht jeden Augenblick für Gott weiß was mit mir tanzen möchten! Sie haben Ihre Zeit hinter sich, darum sieht man Ihr berillantes Intermezzo nicht mehr. Und weidisch sind Sie auf uns Jungen, das ist die Wahrheit!“

Die Lippen des alten Akrobaten zitterten. Seine Stimme klang ein wenig heiser, als er erwiderte: „In 20 oder 30 Jahren werden Sie auch nicht mehr Kraft und Sicherheit genug haben, um Ihren Trick mit den 12 Kugeln auszuführen.“

Der Jongleur grüßte die Achseln. „Mag sein — aber dann werde ich eben abgehen, wenn es so weit ist. Gott bewahre mich vor gefallener Größe und verblühtem Ruhm. Wenn ich nichts mehr taue — nun, dann werde ich Privatmann oder ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf.“

„Jugend, Jugend . . .!“ Bernardi wiegte die Arme und schaute halbblau, wie zu sich selbst. „Wenn man Jahrzehnte auf

dem Varietésbühnen von 3 Erdteilen verbracht hat, kann man den Kulissenentzug, das Rampenlicht und klatschende Hände nicht so leicht entbehren.“ Er neigte, in Gedanken verfallen, den Kopf und schloß einen Augenblick. Dann:

„Als ich das Intermezzo zum ersten Male ausführte, waren die Leute eine Viertelstunde lang. Und keiner, keiner hat's mir jemals nachgemacht: 25 Purzelbäume hintereinander — ohne Pause. Ein Luftkissel, jawohl! Und wodurch macht Ihr Euch berühmt? Durch lächerliche Tricks, die jedes Kind lernen könnte.“

Der schöne junge Juppo zog trotzig die Lippen hoch. Er fühlte sich in seinem Künstlerholz angetastet, von dieser Ruine, die man nur noch gnadenhalber auftreten ließ. „Lachhaft,“ sagte er, „Sie reden daher wie ein weiblicher Greis. Einfach weiß Sie nicht mehr können.“

„Ich kann nicht mehr? Was sagt das! Wer wagt, mir das ins Gesicht zu sagen! Noch heute abend mache ich das Intermezzo, wenn Sie wollen!“

„Und ich wette eine Wochengage, daß Sie's nicht zustande bringen!“

Bernardi war in Feuer geraten. „Das wollen wir doch sehen,“ rief er kochend. Und dann marmelnd, während er die Hände zitternd spreizte: „das wollen wir doch sehen.“

„Du hättest ihm nicht reizen sollen; er wird sich das Genial brechen,“ marmelte der Clown.

„Ach was!“ Juppo machte eine ärgerliche Bewegung. „Er soll nicht groß tun, der alte Narr.“

Es klingelte zweimal schrill. Draußen setzte die Musik schmettern ein. Die Vorstellung hatte begonnen.

Während der Glanznummer, als Juppo mit der gewohnten fabelhaften Geschicklichkeit arbeitete, von Beifallshalben des Publikums unterbrochen, stand Bernardi mit brennenden Augen in der ersten Kulisse. In fünf Minuten würde er an der Reihe sein.

Er war jetzt immer ein wenig aufgeregter vor dem Auftritt. Das war, weil er nicht wie einst die völlige Herrschaft über seine Muskeln und Knochen fühlte. Heute aber glaubte er sich innerlich geschnitten, als ob er Fieber hätte. „Das Intermezzo“, dachte er, „Gott im Himmel, ich werde nicht können!“

Der Vorhang ging nach einigen Musikakten wieder hoch, und Bernardi schritt in die Mitte der Bühne. Er blinzelte angestrengt mit den müden Augen, gebendet von dem Lichtmeer, das von dem gewaltigen Kronleuchter tausend Strahlen in den Saal warf. Das Haus war gesteckt voll, ausverkauft bis auf den letzten Platz. Bernardi straffte sich zur nötigen Willensanstrengung, und begann seine Nummer. Er mußte sich nach jeder Leistung herausfordernd vorbeugen, um halbwegs Applaus zu erzielen. Er arbeitete noch weniger schwingvoll als sonst, denn er dachte an das Intermezzo, und die Angst kroch ihm über den schweißfeuchten Rücken. Gegen Ende seines Auftritts hatte er den Plan halb aufgegeben. Als er aber die letzten Griffe und Sprünge machte, fühlte er sich so matt, daß er bereit war, zu verzichten und den entsprechenden Lohn auf sich zu nehmen. Er wollte sich schon vorbeugen und abgehen, da fiel sein teilnahmsloser Blick auf den Kronleuchter, und er blieb starr auf dem Fleck.

War es Täuschung? Schwandelte ihn? Nein — der Kronleuchter senkte sich, er senkte sich ganz langsam an seinem Drahtseil auf das Publikum herab. Der Akrobat warf den Kopf über die Schulter, daß ihm der Nacken schmerzte wie eine offene Wunde. Er starrte in die Kulisse zur Linken; dort stand die mächtige Winde, an der das Seil zum Aufziehen und Herabslassen des schweren Kronleuchters ausgerollt war. Richtig: die Sicherung der Winde hatte sich gelöst, die Walze drehte sich, in einigen Augenblicken würde sie bereits blitzschnell freisen, in einigen Augenblicken würde der Kronleuchter draußen im Zuschauerraum auf die Menge herabsinken.

Der Akrobat wankte. Dann wollte er sich brüllend in die Kulisse stürzen und schreien, daß der Leuchter stütze, daß die Winde zurückgedreht werden müsse. Aber fast im selben Augenblick besam er sich. Das volle Haus würde die Gefahr bemerken; man würde aufspringen, zu den Ausgängen rasen. Panik! . . . Er schloß unwillkürlich die Augen. Er glaubte den wilden Kampf zwischen dem Strohreißer, vor den Tieren zu sehen. Frauen würden niedergetreten, Kinder würden zerquetscht werden . . . !

Aber noch am Ende der Sekunde, in der dieses ganze, ihm allein bewußte Drama begonnen hatte, überließ es ihm plötzlich wie ein Strom von heldenhafter Kaltblütigkeit. Er riß die Augen auf; ja, das war es, man mußte ihre Aufmerksamkeit fesseln, während sie gerettet wurden. Es gab nur eine Möglichkeit: das Intermezzo!

Mit einem einzigen Sprung war der Akrobat in der Kulisse. „Der Kronleuchter . . .“ zischte er, die Winde . . .“ und während Maschinisten und Arbeiter, die Lage erfassend, sich gegen das Rad der bereits schneller waltenden Winde warfen, war Bernardi wieder mit einem Sprung auf der Bühne und schrie: „Das Intermezzo!“

Er zog alle Fiebern und Sehnen zusammen wie ein zu Tode gekehrtes Tier, er stemmte die Beine gegen die Bretter, er sprang ab, bis die Bühne in die blutende Spitze und zählte stumm.

„Eins, zwei, drei, vier . . .“ Er drehte sich in einem Kreise von Purzelbäumen, er hatte keine Besinnung mehr, er fühlte nichts, war nur noch ein Luftwirbel.

„Fünftausendzwanzig!“ Schwer fiel er auf den Boden, den irren Blick auf den Kronleuchter gerichtet. Gott sei gelobt, der Leuchter schwebte am gestrafften Seil wieder zur Höhe der Saalkuppel empor.

Als Bernardi aus der Ohnmacht erwachte, lag er — Gesicht schlage auf Stirn und Brust — auf dem Sofa im Künstlerzimmer. Die Kritiken umdrängten ihn. Auch der Direktor war da. Und auch der Agent, der große Agent Beltrini.

Bernardi aber suchte mit den Augen den gebeugt dastehenden Juppò, und sein Gesicht schien durchleuchtet, während er flüsterte: „Hast du's gesehen, mein Intermezzo?“

Die türkische Vase.

Eine wahre Geschichte von Eugen Szatmari.

Es lebte einmal im grauen Osten einer Stadt und lebt jetzt im grünen Westen derselben Stadt ein Mann, der es verstand, die Kriegszeit gehörig anzurichten. Er verstand es so gut, daß er die sonst so langwierige Ost-Westreise in zwei knappen Jahren zurücklegen konnte. Nun saß er im vornehmen Westen, in seiner prachtvollen Zwölfszimmerwohnung mit Warmwasser, Badem, Wandtreppe und elektrischem Stiefelpuzer, aber sein Herz fand keine Ruhe. Er sehnte sich nach etwas ganz Besonderem.

So richtete er sich in seinem funfelnagehenen Heim ein orientalisches Zimmer ein. Wochenlang stöberte er in den Läden, wo echt morgenländische Einrichtungsgegenstände zur Schau gestellt waren; er suchte und kaufte. Seine Mühe war nicht vergebens gewesen, das Zimmer war wirklich echt morgenländisch geworden. Auf der Wand breiteten sich persische Kattundecken aus, die in vierfarbigem Druck eine Löwenjagd in den Straßen Ispahans darstellten. In einer Ecke wühlte sich ein knallroter Baldachin, und die lagenfellweichen Seidentepiche waren mit Seidentüssen, Tabouretten und niederen Tischchen mit Bernuttereinlage besetzt. Aus allen Ecken strahlten krumme Patagans und dreißigköpfige Waaberpsolen, bronzene Köben bohrten ihren schläfrigen Blick in das weiche Licht, das die Wolfram-Lampen einer bronzernen Hängeampel sanft ausströmten. Nargilehs und lange Nadjucks lagen auf den Tischchen, hellschimmernde Mokkaatäschchen und schlante Goldnarrschützigaretten aus verbitrt reinem, türkischen Tabak. Kurz, das ganze Zimmer atmete morgenländische Stimmung, brannte doch in einer kleinen Ampel ständig richtige Wyrche auf dem Kamin.

Ganz zufrieden war der neue Sündbad jedoch immer noch nicht. Es fehlte in seinem Orient noch an irgendetwas ganz Monumentalem, ganz Eigenartigem. Ein sogenannter Haupttrampf fehlte ihm. Und der neue Sündbad segelte in den orientalisches Abteilungen der Kaufhäuser unermüdlich weiter herum.

Da fand er eines schönen Tags bei einem Altertums Händler eine prachtvolle türkische Bronzevase. Sie war fast einen Meter hoch und herrlich. In einem breiten Fries liefen halbnaakte Bogenschützen auf der Vase umher, und die krostkroben Gefalt des Kunstwerks war vom Kopf bis zum Fuß mit den verästelungenen Arabesken besetzt.

Tagelang stand der neue Sündbad vor dem herrlichen Stück, beschnupperte es sachverständig von allen Seiten und fragte dabei im Ton des nicht irreführenden Kenners: „Wie alt mag sie sein?“

Der Händler antwortete ganz ernst: „Sie stammt aus dem 16. Jahrhundert. Derselbe Meister Orban hat sie gearbeitet, der für den Sultan Mohammed die Niesenkanonen gegossen hat, mit deren Hilfe er dann Byzanz erobert hat.“

Dabei blieb der Mann wirklich ganz ernst. Er hatte schon Erfahrungen.

Dem glücklichen Finder leuchteten die Augen auf. Fünfzehntes Jahrhundert, Meister Orban, die Niesenkanonen Sultans Mohammed und die Eroberung von Byzanz! Das war doch ein wahnsinniges Glück! Er dachte an die unübertreffliche Sensation, die dieses Prachtstück in seinem Orientzimmer machen würde; er dachte an die ehrfürchtvollen Gesichter seiner Bekannten, an den glücklichen Zufall, der seine Zwölfszimmerwohnung zu einem Orientmuseum stampeln dürfte, und zahlte wortlos die fünftausend Reichsmark, die er für Meister Orbans herrliche Schöpfung entrichten mußte.

Da stand man die herrliche Vase auf einem niedrigen Tisch im persisch-arabischen Empfangssalon, und der glückliche Besitzer nahm stolz die entzückten Neugierigen seiner Gäste entgegen, die andächtig den wunderbaren Schatz betrachteten, während er ganz bescheiden bemerkte:

„Ich glaube, ich habe zehntausend Mark dafür bezahlt.“ Da geschah eines schönen Tages, daß ein junger Mann, der die Vase in seinem unverbesserlichen Wissensbuch von allen Seiten genau untersuchte, in der Mitte eines verästelungenen Ornaments eine Schrift in wüzigem türkischen Lettern entdeckte. Selbstredend besaßte er sich, den Hausherrn darauf aufmerksam zu machen. Der Hausherr geriet in unsagbare Aufregung. Zwar war die Schrift ziemlich kurz, er meinte aber, daß sie wahrscheinlich der Namenszug des Meisters oder gar sein

Wahlspruch sein könnte. Auf alle Fälle mußte sie entziffert werden. Und da in diesem Fall unter allen Umständen Geschick geschafft werden mußte — man konnte ja gar nicht wissen, was für einen Schatz man besaß — holte er einen Professor aus dem orientalistischen Seminar.

Der Professor betrat den persisch-türkisch-arabischen Salon mit einem steinernen Gesicht, denn er war ein ernster Mann, der das Dazwischen schon beinahe vergessen hatte. Ernst und gemessen untersuchte er die geheimnisvollen Zeichen mit seiner Lupe und wandte sich dann zum Hausherrn, der, mit seiner zu diesem Augenblick vollzählig verarmten Familie dahinterstehend, in stehbarer Erregung der Entscheidung harnte.

Das ist tatsächlich eine türkische Schrift. Mit alttürkischen Lettern. Aber in englischer Sprache. Und sie bedeutet: *Made in Germany* . . .

Büchertisch.

— Die Erinnerungen Hamanns, die unter dem Titel „Der neue Kurs“ bei Reimar Hobbing, Berlin (zwei Ausgaben zu 8 Mk. und zu 4 Mk.), erschienen sind, erstrecken sich auf die Zeit unter den Kanzlern Caprivi und Hohenlohe bis zum Tode des Fürsten Bismarck und enthalten eine Reihe neuer tatsächlicher Mitteilungen, die das Urteil über auswärtige Fragen und über die schweren inneren Kämpfe jener Epoche berichtigten und ergänzen. Der Verfasser stellt die Persönlichkeit des zweiten Kanzlers in anderem Lichte dar, als sie bisher den meisten Historikern erschienen ist. Ein besonderer Abschnitt ist dem einst mächtigen und viel genannten, aber nur wenig bekannten Geheimrat von Holstein gewidmet. Ausführlich und abweichend von der vorherrschenden Meinung werden der Streit um den Rückversicherungsvertrag mit Rußland, ferner die Folgen der Krüger-Depesche und die Erwerbung von Kiautschau behandelt. Manche Parallele mit der Zeit des Weltkrieges wird von dem Verfasser gezogen oder drängt sich dem Leser von selbst auf. Mit einer Schilderung der durch die Gefahr des Umsturzes von unten und eines Verfassungskonflikts von oben hervorgerufenen inneren Krisis in der nachbismarckischen Zeit schließt das Werk.

— Walter von Moio, Die Dörfer West Romas. Umschlag- und Einbandzeichnung von Karl Arnold. Sechste, vom Dichter durchgesehene Auflage. Geheftet 3 Mark 50 Pfg. Verlag von Albert Langen in München.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Gehacktes in Tunke mit Haserloden. Gemahlene, gekochte oder gebratene Fleischreste werden mit Zwiebeln in etwa 1/2 Fett angeröstet, mit Wasser oder Brühe von Suppenwürfeln aufgefüllt, Haserloden dazugegeben und diese mit gar gekoch. Verbesserung kann man das Gericht mit Magermilch oder Sojaerzatz.

Falsche Schlagfahne. 1 Tasse Apfelmehl, 1 Tasse Zucker, 1 Eiweiß und 1 Päckchen Vanillin werden zusammen schaumig geschlagen, bis die Masse steif ist.

Salzstangen. 250 Gramm Mehl, 65 Gramm Butter, Salz, 20 Gramm Hefe, etwas laue Milch zu weichem Teig gewirkt. Ingebackt 1 Stunde ruhen lassen, 2 fingerlange Würstchen gewollt in der Dicke eines Bleistiftes. Auf einem Blech gehen lassen, mit Ei bestreichen und mit Kümmel und Salz bestreut schön goldgelb backen.

Falscher Lebkuchen. 1/2 Pfund Rumpfschmalz, 100 Gramm Butter, 2/3 Pfund Mehl, 1 Teelöffel Zimt, 1 Messerspitze Nelken, 1/2 Tasse Milch, 1 1/2 Päckchen Backpulver werden zusammengeknetet und ziemlich rasch in einer Tortenform gebacken.

Streufelhuchen mit sehr wenig Fett zu backen. 1/2 Pfund geriebene Kartoffeln, 1/2 Pfund Mehl, 200 Gramm Zucker, 1 Ei, 1 Vanillepulver, 1 1/2 Backpulver, 40 Gramm Butter. Alle diese Zutaten werden zwischen den Händen leicht zu Streufel gerieben und in eine eingeseitete Springsform getan, ohne daß man die Masse eindrückt, sondern sie nur lose hineinrührt. Beim Backen bildet sich dann unten ein Teig und oben bleiben richtige Streufel.

Stammtisch-Scherz.

Restaurant **B** Mittelmerichter.
zum Klausner

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Füllrätsels in voriger Nummer:

W E I N
R I N D
G E L B
B A C H
K I E W
U L M E
M A U S